

Von hinten Juli '05

Spät im Mai war ich zu einem Konzert im Vorhof des (Stadt-)Streicher-Redaktionskomplexes. Es ist schon etwas eigenartig, dass dieser Medienkonzern damit einverstanden ist, dass direkt vor seiner Haustür alkoholhaltige Getränke hergestellt werden. Sei's drum. Jedenfalls fand auf einem von tausenden Kästen mit leeren Bierflaschen definierten Platz ein Spektakel namens „The Next Waltz“ statt. Ich habe nie eine Tanzschule absolviert und bin eigentlich ein richtiger Totalverweigerer auf dem Schlachtfeld namens Tanzparkett. Allerdings habe ich als Lehrling in der sozialistischen Landwirtschaft – ich darf mich rechtens als Facharbeiter für Mechanisierung der Pflanzenproduktion bezeichnen – mal gemeinsam mit einer kleinen Dicken bei einer Disko in den späten Siebzigern des verflornten Jahrhunderts einen, bezüglich des materiellen Gewinns, unerheblichen Preis im Walzertanzen gewonnen. Wir hatten die höchste Drehzahl von allen Paaren erreicht.

Bei dem Konzert in besagtem Streicher-Vorhof kam es allerdings auf Tanzkünste auch nicht wirklich an. Dreivierteltakt war ohnehin nur bei der von Konserve eingespielten Melodie zu Beginn gegen 18 Uhr und zu Ende gegen halb Eins in der Nacht nachweisbar. Dazwischen angestaubte, aber immer noch mitreißende Hits von vorgestern, interpretiert von rund 400 Chemnitzer Musikern. So viele gibt es gar nicht in der Stadt, manche kamen aber so häufig auf die Bühne, dass die Zählung dann schon irgendwie hinkommt. Is ja auch wurscht, welche Massen das Bühnenkonstrukt zwischen ausgetrunkenen Bierkästen tatsächlich tragen musste.

Interessant zu beobachten war allerdings, wie Lohnbuchhalterinnen, Rolltreppenbremsen und Kolumnenschreiber ekstatisch mit den Armen rudern, auf der Stelle hüpfen oder mitgrölen, wenn beispielsweise der Presseprecher des Obümei ins Mikro röhrt: „Oh God, I am the american dream“. Dabei schütteln und schwenken sie real vorhandene oder virtuell gedachte Langhaarmähnen durch die Gegend. Ja, so sind wir. Helden für einen Tag. Der nächste Tag ist zum Glück einer mit der Vorsilbe Sonn-. Also ausschlafen, um am kommenden mit dem Präfix Mon- wieder brav Lohnzettel zu schreiben, unschlüssig enge Kaufhausgänge zu blockieren oder nicht so recht zu wissen, womit man denn das Volk der Stammleserschaft erheitern könnte. Mit dem Ausschlafen war es allerdings in meinem Falle nicht so weit her. Um Elf ging nämlich bei Radio T das Seminar zur Sprachschulung los. Beate Düber war aber so charmant, meine von sechs Stunden Gröleren in mäßig warmer Spätfrühlingsluft gezeichnete Stimme als angenehm zu bezeichnen. So sind sie, die Schauspieler. Immer heldenhaft.

Gleiches behauptet man ja spätestens seit Stülpner Karls Zeiten auch von den Erzgebirglern. Die sind ja nicht nur zum bewaffneten Widerstand bereit, wenn es darum geht, das dudenkonforme „l“ aus der Stammesbezeichnung zu eliminieren. Nein, sie bilden sogar einen lebenden Schutzschild, um ein armes Findlingsreh vor dem Zugriff der Staatsmacht zu retten. Immer das Herz auf dem richtigen Fleck. Schließlich geht es ja nicht um die Zwangsabschiebung eines lästigen Asylbewerbers, sondern um ein Reh, das noch trauriger gucken kann als ein Tamile, der ins Bürgerkriegsgebiet zurück soll. Die Tierliebe hat aber auch die Stadtverwaltung von Stollberg, also genau da, wo der Kampf um das Rotwild so heftig tobt, erfasst. Jedenfalls hat sie Hartz-IV-Empfängern die Hundesteuer erlassen. Vielleicht ist es aber gar keine wirkliche Tierliebe. Möglicherweise spielt der Hintergedanke eine Rolle, dass die Leute ja irgendwas essen müssen, wenn die Stütze alle ist. Und wer wird schon Rehe essen? Doch kein Erzgebirgler. Dann lieber einen Wurf Mischlingswelpen hochziehen. Steuerfrei!

Die bekannteste Widerstandsformation des nahen Bergvolkes wohnt aber bekanntlich nicht in Stollberg, sondern in Johannegeorgenstadt und überzieht das Land von dort aus mit

akustischem Terror. Die sind so mutig, trauen sich in die große Stadt und plakatieren bei Nacht und Nebel direkt vor meiner Haustür. Na ja, stimmt nicht ganz. Aber gleich um die Ecke rum. „Heja ho, de Randfichtn sei do“ steht da geschrieben. Das ist vergleichbar mit den Tags der Sprayer, die sie an den verwegenen Plätzen anbringen. Während es sich bei den Graffiti aber zumeist um unverständliche Schnörkel handelt, ist da mit etwas Kenntnis rudimentär entwickelter Sprachformen eine klare Aussage ablesbar: „sei do“. Das ist nicht Japanisch. Es ist nur eine verblüffend einfache, eben erzgebirglerisch pragmatische Lösung der Frage des Daseins, über die sich seit Jahrtausenden die Philosophen der ganzen Welt den Kopf zermartern. „Sei do!“ So simpel ist die Antwort. Warum ist keiner zuvor drauf gekommen? Doch nicht nur wegen dieser essentiellen Erkenntnisse ist der Satz bemerkenswert. Unzweifelhaft handelt es sich um Lyrik. Hier in der Wiedergabe im Prosatext mit fehlendem Enjambement wird vielleicht nicht ganz sichtbar, dass es sich um einen Zweizeiler mit Endreim handelt. Ich habe zunächst in diversen Reimlexika nachgeschlagen, um feststellen zu müssen: Die Reimung „ho“ auf „do“ wird nun erstmals in der Weltliteratur angewandt! Das gab es nie zuvor. Von ausgeprägter Experimentierfreude zeugt allerdings auch das unterschiedliche Versmaß der beiden Zeilen. Ich habe in der 26. Auflage von Arndts „Kleiner Verslehre“ rumgeblättert, mich mit Jamben, Hexametern und Alexandrinern rumgeplagt, dann aber doch keine schlüssige Deutung gefunden. Das liegt nicht allein an meiner mangelhaften Kenntnis klassischer Techniken der Lyrik. Das Versmaß wird bekanntlich an sogenannten Silbenhebungen festgemacht. Mich hebt es aber bei jeder Silbe. So eine Variante ist in der traditionellen Dichtkunst nicht vorgesehen. Wieder einmal ein Beweis der Verwegenheit unserer lieben Nachbarn.

Zufrieden mit seinem do sei verbleibt

Neffe Jens